



## **Neue Räume in der Stadt**

Christliche Lebensformen im urbanen Kontext

Eine Fachtagung am 16. Juni 2016 im Haus am Dom



## Inhalt

- *Editorial*
  - *Von Verunsicherungen und auszuhaltenden Sprachlosigkeiten*  
(Eileen Krauß)
  - *Thesen zum Verhältnis von katholischer Kirche und Urbanität*  
(Wolfgang Beck)
  - *Die Stadt als pastorales Laboratorium*  
(Hubertus Schönemann)
  - *Präsenz in der Stadt – auch eine Frage struktureller Anpassungen*  
(Lukas Rölli)
-

## Editorial

„„Neue Räume in der Stadt“ war die Überschrift über die Fachtagung am 16. Juni 2016 im Haus am Dom in Frankfurt/Main, die nach „christlichen Lebensformen im urbanen Kontext“ fragte. Mit den beiden Arbeitsstellen für Jugendseelsorge (afj) und für missionarische Pastoral (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz, dem Forum Hochschule und Kirche (FHoK) und dem Haus am Dom hatten sich Veranstalter des Themas angenommen, die für sehr unterschiedliche pastorale Zielgruppen und Konzepte stehen. Dies zeigt exemplarisch, dass die Pastoral zukünftig in der Komplexität gesellschaftlicher Entwicklungen mit unterschiedlichen, teilweise auch konkurrierenden Hermeneutiken und Logiken angeschaut und gestaltet werden muss. Allen Veranstaltern war gemeinsam, dass sie Handlungsbedarf sehen, Christentum und Kirche in den Städten neu

und anders zu qualifizieren. So war dann auch mit den rund 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine vielfältige Mischung von Praktikern und Verantwortlichen aus Jugend- und Hochschulpastoral, von Cityseelsorgerinnen und Zuständigen für pastorale und kirchliche Weiterentwicklung in Ordinariaten gekommen. Die Fragen nach der Zukunft des Christentums – das ist allen Beteiligten klar – bündeln sich wie in einem Brennglas in der Art und Weise, wie sich zukünftig kirchliche Präsenz in den Städten realisieren wird.

Die vorliegende Broschüre möchte einerseits wichtige Ergebnisse der Tagung dokumentieren, andererseits Akzente weiterführen und zu weiteren Diskussionen anregen. Die Veranstalter freuen sich über Rückmeldungen, die dazu beitragen, eine geplante Nachfolgeveranstaltung in 2018 zu qualifizieren. Zu diesem Zweck sind am Ende die Kontakt-

koordinaten der Veranstalter angegeben, die Sie gerne anschreiben können.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre

Eileen Krauß

Dr. Lukas Rölli

Dr. Hubertus Schönemann

Prof. Dr. Joachim Valentin

## Von Verunsicherungen und auszuhaltenden Sprachlosigkeiten

### *Ein Vorwort*

**Von Eileen Krauß**

Das Thema „Neue Räume in der Stadt“ war ein Experiment, an dessen Anfang die These stand, dass Junge Erwachsene nur sehr selten Beheimatung in Kirche finden. Im Rahmen des Fachtages haben die Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz (afj), die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP), das Forum Hochschule und Kirche (FHoK) und das Haus am Dom, Frankfurt, die alle Junge Erwachsene auf verschiedene Weise in den Blick nehmen, versucht, gemeinsam auf dieses Phänomen eine Antwort zu geben.

Will Kirche zukunftsfähig sein, muss sie dorthin gehen, wo Junge Erwachsene vornehmlich sind: in die Städte. Schon diese Ausgangsthese verdeutlichte, dass die Entfremdung von Kirche nicht nur für die Zielgruppe der Jungen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 35 Jahren gilt. Ist nicht eine Entfremdung von der Institution Kirche genauso bei den 40- bis 50-Jährigen und darüber hinaus zu bemerken? Erreichen die Pfarreien nicht längst nur noch bestimmte Milieus? Und gehört – abgesehen von einigen dörflichen Strukturen – die Volkskirche nicht längst der Vergangenheit an?

Die unterschiedlichen Einrichtungen konnten von den Erfahrungen der jeweils anderen lernen: die Hochschulseelsorge sieht oftmals keine Folgeorte für ein Leben des Glaubens nach dem Studium, die KAMP macht durch den Sitz in Erfurt vor allem Erfahrungen in einer totalen Diaspora-Situation, das Haus

am Dom, Frankfurt, macht Angebote für jüngere Zielgruppen. Die afj hat die Situation der Jungen Erwachsenen nach dem Ausscheiden aus der Jugendpastoral im Blick, fragt sich aber auch, ob der Weg, andere Orte jenseits der Pfarrei für Angebote zu nutzen, nicht auch ein Modell für die Gesamtpastoral sein kann und ob so an der JE-Pastoral viel deutlich wird von dem, was moderne Pastoral sein kann.

Wir alle nehmen eine sehr große Affinität zum Denken in Pfarreistrukturen wahr, die oft daran hindert, sich auf Neues – mit all seinen Konsequenzen – einzulassen. Lieber wird Geld, Zeit und Energie in Vertrautes („was schon immer gemacht wurde“) investiert, als neue Projekte so zu unterstützen, dass Freiräume zum Experimentieren entstehen.



Aus diesen Überlegungen entstand der Fachtag „Neue Räume in der Stadt – Christliche Lebensformen im urbanen Kontext“, der zunächst junge Christinnen und Christen durch einen biographieorientierten Zugang mit ihren Erfahrungen, Hoffnungen und Erwartungen an Kirche hat zu Wort kommen lassen. In einem zweiten Schritt wurden Good-Practice-Beispiele von gelebtem Christsein und kirchlichen Orten in der Stadt vorgestellt, und schließlich diskutierten Entscheiderinnen und Entscheider aus den unterschiedlichen Ebenen (Dekanat, Jugendpastoral, Seelsorgeamtsleitung) im Rahmen eines Podiums über die Konsequenzen.

Im Eingangsgespräch wurde deutlich, dass junge Menschen ihr Leben selbst in die Hand nehmen und selbst nach Orten für sich suchen. Vor allem, wenn sie in ihrer Kindheit, Jugend oder im Alter eines/r Jungen Erwachsenen positive Erfahrungen mit Kirche

gemacht haben. Die Besetzung des Podiums sprach für eine hohe Eigenständigkeit der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, die nach Orten für sich suchten und selbst von einer fehlenden Willkommenskultur in Pfarreien nicht von Kirche insgesamt abgeschreckt worden waren. Insofern lässt sich sagen, dass es „fromme“ aufgeklärte, selbstständige Personen gibt, für die Partizipation ein zentrales Kriterium ist; ebenso wie Freiräume, in denen man sich „verwirklichen“ kann. Ein blinder Fleck in der Auswahl der Personen wurde aber in den Rückmeldungen der Teilnehmenden deutlich: Es war keine Heterogenität zu spüren, das identifizierte und „Fromme“ verunsicherte. – Wo waren die Flaneurinnen und Flaneure, die Fremdprophetinnen und Fremdpropheten, die Personen in prekären Lebenslagen?

Die Good-Practice-Beispiele machten deutlich, dass es lebendige Orte gibt, die vielfältig

sind und die von Ort zu Ort unterschiedlich wirken. „Einfach machen“ war ein zentrales Motto, das immer wieder von den Verantwortlichen genannt wurde. Ein wesentliches verbindendes Element war die Frage, was die Menschen vor Ort brauchen, dafür braucht es eine Kenntnis und Auseinandersetzung mit der Stadt, in der ich mich befinde. Indem Kirche Komplementärerfahrungen anbiete, folge sie einer Dorflogik – betonte Prof. Dr. Wolfgang Beck in seinem Statement vor dem Abschlussplenum: „Die Stadt ist unsicher, laut, unübersichtlich; deshalb macht Kirche Angebote für Ruhe.“ Will sie aber in der Stadt bestehen, müsse sie sich mit der Logik der Stadt auseinandersetzen und sich dort den Gegebenheiten des Marktes aussetzen. Dabei müsse sie lernen, Fremdheitserfahrungen und Sprachlosigkeit auszuhalten.

# Verunsicherungen und Sprachlosigkeiten

Im Abschlussplenum gab es einige Lösungsansätze: Das Schema Links-Rechts muss überwunden werden; kirchliches Personal ist nach wie vor (zu) ideologisch unterwegs. Es braucht eine Mixed-Economy: Veränderungen müssen von Bistumsleitungen gewollt und mitgetragen werden und dementsprechend gilt es, neue Räume als gleichwertig neben den Pfarreien anzuerkennen. Pfarreien brauchen eine Willkommens- und Feedbackkultur.

Es braucht aber auch einen übergeordneten Plan und nicht nur einzelne Ideen und Inseln. Dafür braucht es Antworten: Wer sind die Akteure aktuellen und zukünftigen christlichen Lebens in der Stadt und was macht sie aus? Kirche in der urbanen Sphäre entzieht sich offenbar – und auch das war eine Erfahrung des Fachtages – der Logik von Angebot und Erreichenwollen. Es ist schwer zu fassen, was da an Ressourcen

schlummert, was da an Verletzlichkeit riskiert werden muss, welche Kooperationen Unerwartetes generieren. Auf der Fachtagung im Haus am Dom ist deutlich geworden, dass Plausibilität und Relevanz des Christlichen damit verbunden sind, dass das Wagnis eingegangen wird, sich dem Anderen auszusetzen. Welche Perspektiven auf pastorale Vollzüge in der Stadt nehmen kirchliche Verantwortliche und (hauptberufliche) Praktiker ein?

Das Experiment Stadtpastoral bleibt und es ist mehr als deutlich geworden, dass Kirche in der Stadt noch viel zu lernen hat. Das Wagnis, vom gewohnten Sicherheits- in den Unsicherheitsmodus zu wechseln, ist unumgänglich, will Kirche sich auf dem Markt mit all ihren Vorzügen und dem verlockenden Angebot der christlichen Botschaft behaupten.



## Thesen zum Verhältnis von katholischer Kirche und Urbanität

Von Wolfgang Beck

- Das Christentum ist nicht automatisch eine Stadtreligion, nur weil es in seinen Anfängen mit der antiken Stadt verbunden ist (Jan Lof-feld). Die Stadt der Antike ist zwar ein Handelsplatz, ein Verkehrsknotenpunkt und ein multikultureller Hotspot. Sie ist aber auch so überschaubar, dass aus diesem Grund Anfeindungen der frühen Christengemeinden bis hin zu Verfolgungssituationen entstehen können. Die moderne Großstadt (bis hin zur Megacity) ist hingegen vor allem dies: unübersichtlich und zunehmend auch überfordernd !
- Das Phänomen Stadt ist seit dem Spätmittelalter und der Neuzeit vor allem durch das

bürgerliche Selbstbewusstsein (Selbstbestimmung; Bürgerrechte), wirtschaftliche Gestaltungskraft (Markt; Handel; Produktion) und wissenschaftliche Innovation (Universität) bestimmt. Gerade diese drei Elemente sind gegenüber dem Katholizismus weitgehend inkompatibel. Eine konstruktive Beziehung zu diesen Fundamenten der Moderne und ein produktiver Umgang mit ihnen ist auf Seiten der katholischen Kirche zunächst in langwierigen Lernprozessen zu erringen. Hinsichtlich der ersten Ebene von Menschenrechten, Bürgerrechten und

demokratischen Gesellschaftsstrukturen ist dies spät, aber mit einer breiten kirchlichen Etablierung gelungen. Im Blick auf die zweite Ebene gibt es zwar mittlerweile ein kritisch-konstruktives Akzeptieren der eigenständigen Marktlogiken innerhalb der



Andrea Schaffer / Quelle: [www.flickr.com](http://www.flickr.com). Bestimmte Rechte vorbehalten.

Ökonomie, zugleich aber eine Unterschätzung von deren Prägekraft auf andere gesellschaftliche Bereiche - nicht zuletzt auch auf kirchliche. Die dritte Ebene wissenschaftlicher Freiheit hat sich zwar früh im Rahmen der Entstehung von universitärer Forschung und Lehre gegenüber dem kirchlichen Bildungsmonopol etabliert. Gerade Diskussionen jüngerer Zeit über die Verhältnisbestimmung von kirchlichem Lehramt und universitärer Theologie lassen jedoch vormoderne Reste von Machtkonstellationen erkennen, in denen die Unabgeschlossenheit von Lernprozessen sichtbar wird.

- An der Stadt werden in der (Post-)Moderne auch andere gesellschaftliche Trends verstärkt ablesbar. Dies gilt etwa für Fragen der Individualisierung, aber auch der Globalisierung und Mobilität: In urbanen Räumen ist die Häufigkeit von Wohnortwechseln höher, zudem findet sich hier die Bevölkerungs-

schicht, die auch am häufigsten zwischen Städten umzieht. Da der Wohnortwechsel aber häufig eine Veränderung in der Form der Kirchenzugehörigkeit und religiösen Praxis bewirkt bzw. zur Folge hat, stellt sich die Frage, wie die Kirche ihrerseits den Kontakt zu den NeubürgerInnen sucht. Sonst gilt: „Ich bin katholisch, aber nur wenn ich zuhause bei meinen Eltern und meinen früheren Freunden bin! Aber nicht an meinem aktuellen Wohnort.“

- Katholische Kirche agiert (auch) deshalb seit der Neuzeit, vor allem aber in der Moderne im Modus der Dörflichkeit und überträgt diesen als Erfolgsmodell auch auf die städtischen Kontexte:

1. Sie schafft Strukturen und Sozialformen der Überschaubarkeit, um dörfliche Effekte der Vertrautheit in die Stadt zu übertragen (z. B. Verbände, Stadtpfarreien; später

auch das dominierende Konzept der Gemeindeftheologie).

2. Sie gestaltet Qualitätssicherung mit dem Instrument der Standardisierung (z. B. mit den Trienter Konzilsbeschlüssen in der Ausbildung des Klerus oder in Fragen der Liturgie). Diese einheitlichen Standards funktionieren zwar, entsprechen aber nicht der Marktlogik von Pluralität und Diversität, in der Vergleich und Auswahl die entscheidenden Instrumente der Qualitätssicherung bilden.

3. Sie hält in der Profilierung des klerikalen Systems an dem dörflichen Modell einer kleinen Entscheidungselite gegenüber einer loyalen und abhängigen Mehrheit fest. Die Stadt mit ihren Mechanismen der sozialen Mobilität und ihrem Ideal partizipativer Leitungsstrukturen (frühes Ständewesen; Ratsstruktur; frühe Ansätze für de-

mokratische Mitbestimmung) hingegen zielt auf die Förderung der Einzelnen ab (z. B. in Schulwesen und Universität), um als Kollektiv von deren Fortkommen zu profitieren.

- Das Wagnis der urbanen Logik ist für die katholische Kirche in entwickelten Gesellschaften unausweichlich. In dieser Logik riskiert sie die sicheren Optionen der Dorf-Logik, ohne bereits über ein Instrumentarium der Stadt-Logik zu verfügen. Der Aufbruch in die Stadt-Logik ist deshalb mit einer grundlegenden Verunsicherung (Glaube als „open source“) verbunden. Genau diese Verunsicherung ist aber die große Chance, sich neu auf das Evangelium und die Reich-Gottes-Botschaft Jesu einzulassen, weil an deren Beginn immer und notwendig die Verunsicherung des Bisherigen steht, also eine positive Irritation.

- Zum Verständnis der Stadt gehört das Phänomen der Marktlogik, in der Angebote frei verglichen werden. In der Regel wird dies von kirchlichen VertreterInnen so verstanden, dass auch pastorale Aktionen oder liturgische Angebote in ihrer Qualität so gestaltet werden müssen, dass sie den Anforderungen des religiösen Marktes entsprechen. Aber: Zur Marktlogik gehört nicht nur der Qualitätsvergleich, sondern auch die daran anschließende Entscheidung und damit die Wahl des Besseren wie auch das Ablehnen des Schlechteren. Es gibt also notwendig (und nicht nur als Panne!) die Verlierer des Vergleichs, die Insolvenzkandidaten und Pleitiers (der Buddenbrock-Effekt). Damit gehört die Erfahrung des Scheiterns grundlegend zur Marktlogik dazu! Einerseits bräuchte es also einen kultivierten kirchlichen Umgang mit Erfahrungen des Scheiterns. Andererseits ist mit jedem Scheitern auch ein spannendes Projekt verbunden, das

zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort oder mit anderen Akteuren erfolgversprechend sein könnte. Als Frage resultiert daraus: Bräuchte es nicht statt der Best-Practice-Beispiele (bei denen meist ohnehin nur gestaunt wird, ohne wirkliche Anregungen weiter zu verfolgen) auch und gerade eine Präsentation von „Desaster-Beispielen“? Bräuchte es nicht kirchliche Mechanismen der Ermutigung, in denen Menschen zu pastoralen Experimenten angeregt und gegebenenfalls auch gescheiterte Ansätze nachgewiesen werden müssten? Es ist daher eine zentrale Frage diözesaner Leitungskompetenz effektive Instrumente der Innovationsförderung und der Informationsvernetzung zu etablieren.

- Gerade die gemeindeftheologische Krise, wie auch die massiven Strukturmaßnahmen deutscher Diözesen bewirken in vielen deutschen Bistümern eine immense Rollenauf-

wertung diözesaner Strukturen und Entscheidungsebenen. Aufgrund dieser problematischen Zentralisierungsmechanismen übernehmen MitarbeiterInnen auf diözesaner Ebene immer mehr pastorale Handlungsfelder und gestalten diese. Aus der Ebene der Verwaltung wird dabei zunächst eine Dienstleistungsebene und schrittweise eine eigene Ebene pastoralen Handelns, was durch die organisatorischen Rahmenbedingungen der deutschen Kirche zusätzlich erleichtert wird. Eine Kirche, die sich auf urbane Marktlogiken einlässt, wird ihre diözesane Verwaltungsstruktur hingegen dazu nutzen, subsidiär zu agieren und eine möglichst große Vielzahl von Initiativen und Experimenten zu ermöglichen, zu fördern und zu vernetzen und entsprechende Handlungsanreize zu bieten. Darin verhindert sie überzogene Zentralisierungen, relativiert die systemtheoretische Logik der Selbststabilisie-

rung und ermöglicht die für Lernprozesse unabdingbaren Innovationen.

- In der Kirche gibt es eine Reihe von Mechanismen der Risiko-Minimierung (Aufträge für soziologische Studien können aus diesem Anliegen heraus entstehen; konfessionelle Engführungen; Festhalten an Zulassungsdiskursen zu Aufgaben und Ämtern; Einschränkung von wirklichen (!) Partizipationsmöglichkeiten). Diese Mechanismen sind immer wieder zu entlarven und stattdessen eine Kultur kirchlicher Risiko-Lust zu entwickeln.
- Konfessionelle Eigenarten werden in urbanen Räumen in der Wahrnehmung von ZeitgenossInnen weitgehend auf unterschiedliche Spielarten liturgischer Traditionen reduziert (und als solche häufig auch geschätzt). Der Rückfall in konfessionalistische Engführungen wird dagegen wenig geschätzt und

erlangt nur in kleinen Gruppierungen Plausibilität. Es gibt in der Regel eine klare Erwartung an ökumenische Sensibilität.

- Wie könnte ein Agieren katholischer Kirche in der Stadt aussehen: als Kombination aus

1. Sicherheits- u. Kontinuitätsangebot inklusive der Kontrastlogik, in der sich die Kirche als das Andere zur Gesellschaft positioniert (Fronleichnam – Demos, Ordensgewand – Queerkultur, Stilleangebote – Reizüberflutung). Diese Sicherheitsangebote werden teilweise intensiv nachgefragt, etwa wenn Liturgie im Fokus der Aufmerksamkeit steht (wie z. B. häufig bei Konvertiten). Um in diesem „Modus der Sicherheitsangebote“ zu agieren, muss die Kirche neue Formen der Sprachfähigkeit entwickeln, um kommunikations- und auskunftsfähig zu sein!

2. Einlassen auf eigene Verunsicherung als Ausdruck zeitgenössischer Solidarität (Ausdruck eigenen Suchens; Verzicht auf klerikal-habituelle Selbstsicherheit; Transparenz). Um in diesem „Modus der Verunsicherung“ zu agieren, muss die Kirche vor allem Formen der Sprachlosigkeit finden, sich diese eingestehen und aushalten.

Beide Modi sind komplementär zu verstehen, als notwendige gegenseitige Ergänzungen. Gegenwärtig wird vor allem der „Modus der Sicherheitsangebote“ präferiert.



AlesS / piqs.de

## Die Stadt als pastorales Laboratorium

### *Urbanität als Herausforderung für Gestalt und Praxis der Kirche*

Von Hubertus Schönemann

Die Gespräche bei der Fachtagung „Neue Räume in der Stadt“ am 16.6.2016 in Frankfurt haben gezeigt: Einerseits gibt es innerhalb des kirchlichen Personals positiv konnotierte Vorstellungen und Bilder von Kirche in der Stadt, andererseits zeigt sich in der Stadt gerade sehr deutlich die aktuelle Veränderungskrise der Kirche: „Kirche kämpft um Mitglieder, gesellschaftliche Relevanz und nicht zuletzt um den Platz in der Stadt“ (Eufinger, Ambivalenzen 83).

### Urbanität als leitender Lebenskontext

In Deutschland besteht keine Entwicklung zur Bildung von Megacities wie in manchen Ländern des Südens. Dennoch ist doch in den letzten Jahren eine tendenzielle Landflucht festzustellen. Ältere Menschen ziehen wegen der besseren Angebote der Daseinsvorsorge und Teilhabe (wieder) zurück in die Stadt. Jüngere Menschen tendieren wegen der Bildungs- und Berufsmöglichkeiten und der Freizeitangebote sowieso dahin. Single-Haushalte dominieren. Angesichts des demografischen Wandels sind insbesondere große Städte attraktiv. Dies führt zur zunehmenden Ausdünnung und Überalterung peripherer ländlicher Bereiche. Der Mangel an



Wohnungen führt in den Städten zu steigenden Preisen und stellt eine Herausforderung für Mobilität und soziale und kulturelle Angebots- und Partizipationssysteme dar.

In den Städten entwickelt sich „Urbanität“ als Lebensweise und Lebensgefühl. Früher stand die Stadt im Gegensatz zum Land

sinnbildlich für Emanzipation, höhere Bildung, Sitte, Belebtheit, Kosmopolitismus, aber auch für Gewalt, Segregation, Kriminalität und Umweltverschmutzung. Heute sind Dichte und Erlebnisvielfalt und neue Gestaltungen sozialer Beziehungen im Vordergrund des Interesses. Der „Städter“ steht für Mobilität und Indifferenz; er lebt in der Ambivalenz von Wahlfreiheit und Reizüberflutung. Ob in Städten „Anonymität“ vorherrscht und in welcher Weise sie verstanden und gelebt wird (positiv/negativ), ist jeweils vom Einzelfall her zu betrachten. Manche kirchliche Klage über die „ach so anonyme Stadt“ geht von bestimmten Lebensvorstellungen aus, die Betroffene nicht unbedingt teilen müssen. Es existieren auch in den Städten auf verschiedenen Ebenen z. T. stabile soziale Beziehungen (z. B. im Kiez oder Straßenzug).

Die Komplexität der Lebensstile führt zu neuen städtischen Lebens- und Sozialformen. Guerilla-Gärten und Urban Gardening (gemeinschaftlich verantwortete Gartenanlagen) sind Beispiele neuer Verantwortlichkeiten und Partizipationsformen. In der Stadt zeigen sich soziale Unterschiede (Personen in Armut, Exklusion neben Menschen mit hohem Vermögen, Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten), unterschiedliche Sozialprofile (Bildung, Familienstand, Einkommen) sowie unterschiedliche Kirchen- und Religionsprofile (Traditionelle, Ausgetretene, wenn auch kritisch Verbundene, Suchende und „spirituelle Wanderer“, Glaubende anderer Religionen, Nicht-Glaubende und religiös Indifferente). Zur Stadt gehören neben der City als verdichtetem Handels-, Arbeits- und Kulturzentrum und verschiedenen Unterebenen eines größeren städtischen Raumes (z. B. Berlin, Ruhrgebiet) auch Rand- und Außenbereiche sowie die Übergänge zu

mehr oder weniger ländlich geprägten Umgebungssystemen („Speckgürtel“).

## Pastoraler Wandel im städtischen Kontext

Bei der pastoralen Befassung mit der Stadt ist zunächst zu klären, ob das Ziel die „Präsenz von Kirche“ (in ihrer bisherigen Gestalt) oder vielmehr die „Kommunikation des Evangeliums“ (Christian Grethlein) ist. Entsprechend werden auch die Angebote gestaltet bzw. die „Hard- und Software“ kirchlicher Pastoral in den Städten realisiert werden. In früheren Zeiten hatte die Kirche große Gestaltungsmacht; an den Mauern des Freiburger Münsters wurden für den Handel auf dem Münsterplatz die „legitimen“ Hohl- und Längenmaße für Brot und Waren als Produktschutz vorgegeben, die Kirche „überwachte“ und garantierte hier somit städtische Funktionen wie Wirtschaft, Politik

und Ethik. Diese monopolistische Gestaltungsfunktion hat die Kirche längst verloren.

Dennoch stehen ihr in Städten in der Regel zentrale Bauwerke, Kontakte und Einflussmöglichkeiten in hohem Maße zur Verfügung. Es ist eine zentrale Frage, ob Pastoral in den Städten – trotz gegenteiliger Beteuerungen und Konzepte – versucht, möglichst viele Menschen „niedrigschwellig“ zu erreichen, um sie letztlich doch in die „eigentliche“ Form religiöser Teilhabe (in die Pfarrei als klassische Sozialform) einzugliedern oder zumindest eine „punktuelle Kirchenmitgliedschaft“ zu generieren. Citypastoral wäre dann als vorläufige „Anwärmung“ und als Versuch der „Wiedergewinnung“ des Raums und/oder der Menschen gestaltet. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage nach Hauptberuflichkeit oder Freiwilligkeit interessant. Ist Pastoral in der City als organisierte und professionelle Dienstleistung zu



begreifen? Und: Müsste kirchliches Handeln in der Stadt nicht über eine Kategorialpastoral (City als „Spezialseelsorge“ mit der Stadt als besonderem „Feld“) hinaus in den Erfahrungsraum von neuen Formen von Gemeinschaft führen? Geht es nur um die Beschreibung territorialer und personaler Strukturen von „verfasster Kirche“? Oder muss ein solch trennendes Denken (hier Kirche, dort Stadt) nicht überwunden werden zugunsten einer Entdeckung der „Normalität“ kirchlichen Lebens in „anderen Räumen“ als denen der verfassten Kirche? Bieten wir kirchliche Vollzüge als Gegenentwurf, als Rückzugsraum, als „Oase“, für Überforderte und „Verlierer“ der städtischen Lebensweise? Verstehen wir die Fronleichnamsprozession als Irritation, als Demonstration der „Noch-Bekennenden“ oder als verdeckten Herrschaftsanspruch? Sind Ordensleute im Habit für uns „unterbrechende“ Kontrasterfahrung im Stadtbild? Oder kann Kirche vielmehr ein

„Einschwingen“ in die Lebensrhythmen der Stadt realisieren? Kann Kirche im öffentlichen Raum selbst als Akteur Nutzer sein, zum öffentlichen „Raum“ beitragen, oder in ihren Räumlichkeiten selbst einen „öffentlichen Raum“ schaffen? Die Stadt relativiert die weithin verbreiteten kirchlichen Nischen der Behaglichkeit und die festen religiösen und kirchlichen Vorstellungen und Überzeugungen.

Was würde sich ändern, wenn kirchliche Akteure, freiwillig Engagierte und Hauptberufliche, die Formen religiösen Lebens in der Stadt als eigenständige Form sich entwickeln ließen und daran anknüpften? Das neue Paradigma beinhaltet ein tatsächliches Zugeständnis unterschiedlicher Gestalten und Grade von Partizipation von unterschiedlichen Playern. Wie gehen „wir“ (neben Bikergottesdienst, Tiersegnung und Trauerfeier nach Großkatastrophen) mit

punktuellen Projekten im öffentlichen Raum, die nicht von uns initiiert sind, bei denen wir uns aber beteiligen könnten (Fete de la Musique, Diner en blanc ...)? Haben wir den Kiez/Stadtteil als Lebensraum und die dortige Daseinsvorsorge, die kulturellen Aktivitäten als Teil kirchlicher Praxis (Tafel, Hospiz, Stadtteilengagements ...) bereits genügend im Blick? Muss es immer ein eigenständiges „kirchliches“ Angebot sein? Kennen wir Akteure der städtischen Zivilgesellschaft (stadtteilbezogene Bürgerbewegungen, Bürgerplattformen etc.)? Immer mehr Städte versuchen, sich im Rahmen eines Citybranding ein Profil zu geben. Kann die Kirche diesen Markenkern erkennen und ggf. zu seiner Stärkung beitragen?

Hinzu kommt, dass sich in der Stadt so viele unterschiedliche Ebenen von Interaktionen realisieren, dass kirchliche Akteure sich darüber Rechenschaft geben müssen, welche

Ausschnitte städtischer Wirklichkeit überhaupt nur in ihren Blick geraten. Kirche – und dies gilt insbesondere für Personen in Leitungsverantwortung – wird lernen müssen, in einer Situation der Unübersichtlichkeit zu agieren, in der nicht mehr zentral „gesteuert“ werden kann. Delegation und dezentrale Verantwortungsübernahme müssen eingeübt werden.

Und wenn es denn schon um „Angebote“ gehen soll: Es braucht eine grundlegende Reflexion darüber, was für wen, durch wen, mit wem und zu welchem Ziel „angeboten“ werden soll. Stille, Kerzen, Impulse, Reflexion, Feier, Hilfestellung, Dienst ... Das Freiburger Zentrum für kirchliche Sozialforschung (ZEKIS) hat die kirchlichen Orte der katholischen Citypastoral in Frankfurt untersucht. Mit der Frage „Was erschwert, was fördert und erleichtert es, Menschen in der City von Frankfurt mit der Frohen Botschaft in Berüh-

„... kommen zu lassen?“ wurde u. a. die bedeutsame Rolle des Frankfurter Doms als zentralem Sakralraum herausgestellt. Solche ikonischen Bauwerke wirken zunächst durch ihre architektonische Repräsentanz im Stadtkontext, haben aber auch eine Funktion über Kerzen, Feiern, Ausstellungen, Gesprächsmöglichkeiten, Fürbittbücher etc.

In der Stadt kann die Kirche darüber hinaus die Rückkehr in die Diakonie, bzw. die „unselige“ Trennung in verfasste Kirche und professionalisierte Caritas aufheben, lernen. Wenn die christliche Botschaft der Erlösung für die Verlierer des Wirtschaftens, die Vereinsamten und Exkludierten in der Stadt realisiert wird, kann in einer Verschränkung von ehrenamtlich und professionell-hauptberuflichen Kapazitäten *community building* als „Stärkung der Schwachen“ erkannt und versucht werden. Betroffene werden zu Beteiligten.

Die Komplexität der Stadt erfordert eine multilinguale, milieuorientierte und kultursensible Pastoral. Insbesondere der Umgang mit gesunder Konkurrenz und Kooperation in der religiös-weltanschaulichen Vielfalt in der Stadt (neue religiöse Bewegungen, Freikirchen, ethnische und Sprachgrenzen, „spirituelle Kleinunternehmer“ mit Sinnstiftung ohne gemeinschaftliche Dimension ...) bietet ein ökumenisches und interreligiöses Lernfeld für kirchlichen Umgang mit religiöser Pluralität. Die unüberschaubare Vielfalt von Kommunikation und sozialer Performanz in der Stadt fordert Kirche dazu heraus, ihre Symbolsprache(n), ihre Stimulations- und Kommunikationsmöglichkeiten zu überprüfen und anzupassen. Das betrifft das Internet mit Webpräsenzen und Sozialen Medien, aber auch die Gestaltung von Schaukästen und das Marketing von Print-Produkten. Die Entwicklung kreativer Kommunikationsformate ist gefragt.

## Die Stadt als pastorales Labor

Papst Franziskus ermutigt dazu, hinaus auf die Straße zu gehen, „die Stadt mit den Augen des Glaubens zu erkennen, der jenen Gott entdeckt, der in ihren Häusern, auf ihren Straßen und auf ihren Plätzen wohnt“ (EG 71). Die Stadt generiert eine neue Kultur. Sie fordert dazu heraus, „neuartige Räume für Gebet und Gemeinschaft zu erfinden“ (EG 73). Kirche in der Stadt muss experimentell ausprobieren, in den Sozialräumen der Stadt urbane Überraschungen mit Gott zu entdecken. Ein Beispiel sind die „Exerzitien auf der Straße“, die die Jesuiten entwickelt haben. Die Stadt ist der Raum, in dem – mit oder ohne empirischer Sozialforschung – die Akteure der Kirche auf die Menschen mit der Frage zugehen sollen: „Was wollt ihr von der Kirche?“ – „Wie können wir gemeinsam etwas vom Evangelium entdecken?“ Wenn tatsächlich die „urbane Religion“ sich zuneh-

ment als neue Normalität entwickelt, muss die Kirche in der Stadt die Passung zwischen Nachfrage- und Angebotsseite der Heilsgü-



© Dr. Michael Schindler / Bild: Andrea Stölzl

ter neu austarieren. Mit anderen Worten: Die Diskrepanz zwischen immer differenzierter werdenden Erfahrungswelten der Menschen und der Organisationslogik von Kirche, die

weithin immer noch auf traditionelle Milieus bezogen ist, kann die Kirche befähigen, die Umweltreferenz für ihr Zeugnis wieder-

herzustellen. Sie muss sich aber auf diesen Lernprozess einlassen. Die Voraussetzung dazu ist, dass sie die städtischen Lebenswelten als Ort des Bekenntnisses zu einem Gott erkennt, der sich auf die Lebenswelt der Menschen einlässt. Insofern kann die Stadt zum Raum und zum „Material“ eines Systemwandels des Christlichen und des Kirchlichen werden. Die entscheidende Frage heißt also: Wie lernen wir als Kirche in der Stadt mit der Stadt und von der Stadt?

## Literatur

Eufinger, Veronika, Die Ambivalenzen der Stadt, *Leb Zeug* 05/2016, 83–93.

Fachstelle für katholische Stadtkirchenarbeit (Hg.), *Kirche findet Stadt – Stadt findet Kirche*. Empirische Studie zur Citypastoral in Frankfurt am Main. Zusammenfassung der Ergebnisse und Schritte zur Rezeption. Ein Werkstattbericht, Frankfurt 2015 ([http://www.kh-freiburg.de/uploads/media/Werkstattbericht-Studie\\_zur\\_City-Pastoral.pdf](http://www.kh-freiburg.de/uploads/media/Werkstattbericht-Studie_zur_City-Pastoral.pdf)).

### Weitere aktuelle Schriften:

Erzb. Seelsorgeamt Freiburg (Hg.), *Stadt und Menschen*, Impulse für die Pastoral I/2016 ([www.seelsorgeamt-freiburg.de/impulse](http://www.seelsorgeamt-freiburg.de/impulse)).

Erzb. Ordinariat Freiburg (Hg.), *Citypastoral*. Brücken bauen zwischen Kirche und Stadtgesellschaft (Konzeption der Citypastoral), Freiburg 2016.

## Präsenz in der Stadt – auch eine Frage struktureller Anpassungen

Von Lukas Röllli

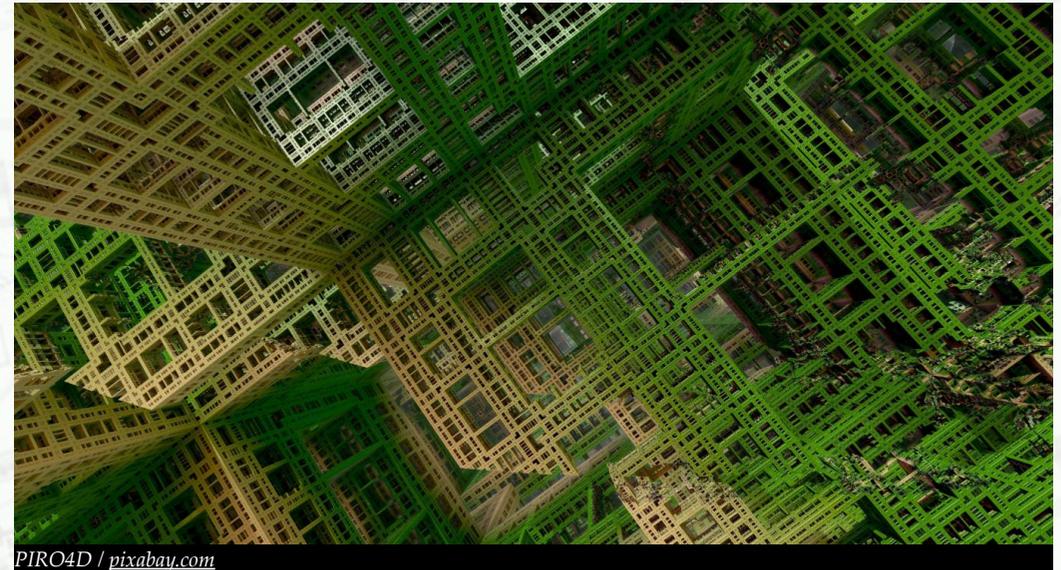
Die Initiatoren der Fachtagung „Neue Räume in der Stadt“ teilten das gemeinsame Bedürfnis, die Situation der Menschen zwischen 25 und 50 Jahren in Städten in den Blick zu nehmen, die oftmals im Abseits kirchlicher Wahrnehmung steht. Bei der Vorbereitung der Tagung wurde aber deutlich, dass zwischen den Akteuren mit Blick auf die pastoralstrategischen Rahmenbedingungen und die leitenden Perspektiven ihres Handelns Unterschiede vorhanden sind. In der Gestaltung der Fachtagung versuchten wir, diese unterschiedlichen Perspektiven „unter einen Hut“ zu bringen, konnten aber die strukturellen Fragen, die damit verbunden sind, nicht eigens thematisieren.

### Nachhaltige pastorale Veränderungen erfordern strukturelle Anpassungen

Die konzeptionelle Schwierigkeit der Kooperationstagung scheint mir symptomatisch zu sein für die Situation von pastoralen Akteuren in den Städten. Sie alle handeln im Rahmen von Strukturen, die im Grunde an einer mitgliedschaftsorientierten, parochialen Gestalt der Kirche orientiert sind. Das gilt für die Ämterstrukturen und Stellenprofile, die personellen Hierarchiegebäude, die Begrifflichkeiten, in denen gedacht und gesprochen wird, genauso wie für die

Vermögensverhältnisse und die Entscheidungs- und Verteilungsmechanismen für Kirchensteuereinnahmen und für Immobilienbesitz.

Neben die Aufforderung zu visionärem Mut und Kreativität, die an vielen Stellen der Tagung erfolgte, sollen hier deshalb einige Hinweise auf strukturelle Gegebenheiten hinzu-



PIRO4D / pixabay.com

gestellt werden, welche mit bedacht und gegebenenfalls auch verändert werden müssten, wenn sich Kirche in der Stadt tatsächlich neue Räume erschließen will. Die Veränderung von Strukturen ist bekannterweise keine bequeme Sache, denn sie ruft in der Regel Widerstände hervor. Und deren Überwindung eröffnet nicht nur Handlungsmöglichkeiten, sondern kann auch bisherige Potentiale verschließen.

### Das Paradigma des Rückzugs überwinden

Die Zusammenführung eigenständiger Pfarreien zu Seelsorgebereichen, die Schließung oder Profanierung von Gotteshäusern, die Ausdünnung der Gottesdienstangebote, die Überalterung des Klerus, die Schließung von Pfarrbüchereien, Kindergärten oder Pfarrreizentren, die Ausdünnung der Angebote kirchlicher Erwachsenenbildung u. v. m. – all dies sind Erscheinungen der Gegenwart, die

nicht nur von der säkularen Gesellschaft in den Städten, sondern vor allen Dingen von den praktizierenden katholischen Kirchgängern als Signale eines Rückzugs des Christentums aus der Gesellschaft und erst recht aus der Stadt gedeutet werden. Die Art und Weise, in der Kirche, personifiziert durch Bischöfe, Ordinariate, leitende Priester, Pfarrgemeinderäte und Kirchenvorstände, auf diese Veränderungen reagiert, erinnert oftmals an das Spiel einer Fußballmannschaft, die 0 : 3 in Rückstand geraten ist und die ihr Spielkonzept verloren hat.

Die Akteure messen sich an Erwartungen, die einen idealisierten Zustand vergangener Zeiten in die Gegenwart projizieren. Es ist das Paradigma einer priesterzentrierten Volkskirche, das aufrechtzuerhalten versucht wird. Eine solche defensiv orientierte Grundhaltung wirkt für Außenstehende wenig überzeugend, und für die aktiven Mitglieder

in der Kirche bringt sie auf Dauer Ermüdung und Frustration mit sich. Das zeigt sich beispielhaft an den Erfahrungen, die junge, kirchlich sozialisierte, kinderlose Erwachsene mit „Kirche“ machen. Ihnen wird vor Ort, auch in größeren Städten, meist wenig mehr angeboten als die Mitwirkung an der Erhaltung überkommener Traditionen und Gebräuche in der Pfarrgemeinde oder im „Kirchort“, wie es in pastoralem Neudeutsch nun heißt. Das wirkt weder attraktiv noch überzeugend. Und mit Durchhalteparolen lässt sich auch eine Mannschaft, die 0 : 3 im Rückstand ist, nur mäßig gut motivieren.

Was gefragt ist, ist ein Strategiewechsel, die Orientierung an einem neuen, glaubwürdigen und attraktiven Ziel. Vieles deutet darauf hin, dass Papst Franziskus mit „Evangelii gaudium“ bei manchen Bischöfen und vielleicht auch in Priester- und Pastoralräten und am Ende gar in Kirchensteuerräten die Be-

reitschaft wecken kann, diesen Paradigmenwechsel zu riskieren. Die Beispiele der pastoralen Neustrukturierungsprozesse in den Diözesen zeigen allerdings, wie schwierig es ist, den „großen Sprung nach vorne“ zu wagen. Die Reste der Volkskirche des 20. Jahrhunderts stellen eine träge Masse dar, die in Bewegung zu bringen, eine sehr große Kraftanstrengung erfordert. Der Abschied vom Rückzug ist schwer, weil damit auch der Verzicht auf liebgewordene Gewohnheiten und Positionen einhergeht. Die Wende ist aber notwendig. Damit sie in der Breite mitgetragen und vollzogen wird, ist es zunächst wichtig, ein neues Ziel klar zu benennen, für das sich einzusetzen lohnt. In einer gesellschaftlichen Großorganisation, wie sie die Kirche in Deutschland nach wie vor darstellt, ist dies eine originäre Aufgabe des Leitungspersonals. Insofern sind Bischöfe und Priester in besonderem Maß gefordert. Die Ausrichtung auf ein neues Ziel erfordert Über-

zeugungsarbeit, denn sie ruft an vielen Orten innerhalb der Kirche zunächst Widerstand hervor.

### Die Vielfalt pastoraler Räume in Entscheidungsgremien abbilden

Über die Verteilung der Ressourcen der Bistümer wird heute in Gremien beraten und bestimmt, deren Zusammensetzung nach wie vor durch das Paradigma der territorial verfassten Volkskirche geprägt ist. Priesterat, Kirchensteuerrat, Pastoralrat – sie alle werden dominiert durch Personen, die sich aus ihrem Amt oder ihrer Funktion innerhalb territorialer Pfarreien legitimieren. Dass die Gruppe der „frei flottierenden Sympathisanten“ des katholischen oder des christlichen Glaubens (im Sinne internalisierter Ökumene) dabei kaum in den Blick gerät, verwundert wenig. Und dass die Fürsprecher für Experimente in der Pastoral, für neue, offene oder passagere Projekte, deren

Gelingen keineswegs garantiert ist, dass diese Interessenvertreter auf dem Markt kirchlicher Personal- und Vermögensverteilung einen schweren Stand haben, ist auch nicht weiter erstaunlich. Viel zu sehr hat in den Köpfen der Gremienvertreter die Logik der Ökonomie Einzug gehalten mit ihren Strategien der Effizienzsteigerung, der Erfolgsmessung, dem nachhaltigen Ressourceneinsatz u. v. m.

Es ist nicht verwunderlich, dass es in den Städten oftmals die Stadtdechanten sind, die innovative Projekte entwickeln und neue Personalstellen schaffen. In der Regel stehen sie in ihrem Handeln weniger als leitende Pfarrer in Seelsorgebereichen unter dem Eindruck volkskirchlicher Traditionen und Erwartungen von Gläubigen und können sich freier bewegen. Allerdings sind ihre Ressourcen begrenzt, und die Legitimation für ihr Handeln stützt sich auf dünne Gremien-

strukturen. Vielerorts fehlt es an einer unter den kirchlichen Akteuren in der Stadt breit koordinierten pastoralen Strategie. Die Stadtdechanten selbst stellen in den Bistümern eine Größe dar, deren Position prekär bleibt. Oft müssen sie sich für ihr Handeln gegenüber starken Ordinariaten oder gegenüber den leitenden Pfarrern in den Seelsorgebereichen der Stadt rechtfertigen.

Die Potentiale für offene und experimentellere Formen christlicher Präsenz sind in einzelnen kategorialen Seelsorgefeldern, z. B. bei der Hochschuleseelsorge, der Erwachsenenbildung und der Akademiarbeit, bei der Seelsorge mit jungen Erwachsenen, bei der Krankenhausseelsorge oder auch bei der Ca-

ritas (wie die ganz neuen Freiwilligenbewegungen in der Flüchtlingsarbeit zeigen), durchaus vorhanden. Sie in einen fruchtbaren Austausch zu bringen und nach außen in



Wimkantona / pixabay.com

eine größere städtische Öffentlichkeit hinein wahrnehmbar zu machen, wäre ein Desiderat für eine zukünftige „Kirche in der Stadt“.

Die Arbeit der Ordinariate war über lange Zeit geprägt durch eine stark versäulte Strategie der Pastoral in einzelnen Lebensabschnitten (z. B. Kinder-, Jugendliche, Ehepaare, Familien, Senioren) oder in Sozialräumen (z. B. Schulen, Verbände und Vereine, Liturgie). Erst in jüngster Zeit werden Versuche deutlich, diese engen Grenzen in neuen flexiblen Arbeitsstrukturen zu überwinden. Für die Entwicklung von pastoralen Strategien in städtischen Räumen ist dies eine wichtige Voraussetzung. In verschiedenen Ordinariaten gibt es auch Bemühungen, in Städten „Gemeindeentwicklung“ sozusagen von oben zu initiieren. Dabei wird das Dilemma deutlich, das bei solchen Versuchen „innerhalb des Systems“ vorgegeben ist: Als Punkte für die Verankerung solcher Initiativen bleiben vor Ort meist nur die großen Seelsorgebereiche oder das Ordinariat selbst. Was fehlt, sind

diskursive Foren, in denen strategisch und nachhaltig über neue Räume und auch über experimentelle Formen christlicher Präsenz in den Städten nachgedacht wird. In solche Foren müssten bewusst auch kategoriale Akteure der Seelsorge miteinbezogen werden. Und was erforderlich ist, um diese Strategien umsetzen zu können, ist eine Stärkung solcher Perspektiven in den finanziellen und personalen Entscheidungsgremien der Bistümer.

### Die Engagementbereitschaft von Christinnen und Christen als Schatz heben

Die Fachtagung „Neue Räume in der Stadt“ hat deutlich gemacht, das junge Christinnen und Christen durchaus bereit sind, sich aus ihrem Glauben heraus zu engagieren. Dies gilt auch innerhalb der Kirche selbst. Allerdings erwarten sie in ihrem Engagement ein hohes Maß an Partizipations- und Mitbestim-

mungsmöglichkeiten. Mit den gesetzten Formen und Gebräuchen im Leben von Pfarreien und Seelsorgebereichen lassen sich solche Erwartungen nur schlecht vereinbaren.

(Junge) Erwachsene in Städten suchen sich sehr selbständig Aufgaben und Projekte, in denen sie sich engagieren. Es sind also auch in der Kirche vor allen Dingen Freiräume für selbstbestimmtes Engagement gefragt. Solche Freiräume aufzuspüren und zu eröffnen ist eine Aufgabe der leitenden kirchlichen Amtsträger in den Städten. Wenn es Priestern und hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gelingt, eine solche suchende und ermöglichende Haltung zu entwickeln, entsteht eine neue Leitungskultur. Diese Kultur der Ermutigung und der Bereitschaft für Neues ist eine wichtige Voraussetzung, wenn es gelingen soll, für die Pastoral in Städten neue Räume zu erschließen.



Das Schlusspodium der Veranstaltung: Dr. Hubertus Schönemann (Mitte) im Gespräch mit (v. l. n. r.): Petra Dierkes (Leiterin der Hauptabteilung Seelsorge des Erzbistums Köln), Msgr. Dr. Christian Hermes (Stadtdekan des Stadtdekanats Stuttgart), Christine Sentz (Geschäftsführerin des Erzbischöflichen Amtes für Jugendseelsorge in Berlin), Prof. Dr. Wolfgang Beck (Juniorprofessor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Phil.-Theol. Hochschule St. Georgen in Frankfurt)

Verfolgen Sie die Schlussdiskussion auf YouTube: <https://youtu.be/1QKarO8Bs3k>

## Die Veranstalter

### **Eileen Krauß**

Referentin Jugendpastorale Bildung bei der  
Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der DBK (afj)

[krausse@afj.de](mailto:krausse@afj.de)

### **Dr. Lukas Rölli**

Geschäftsführer des  
Forums Hochschule und Kirche (FHoK)

[roelli@fhok.de](mailto:roelli@fhok.de)

### **Prof. Dr. Joachim Valentin**

Direktor des Hauses am Dom

[hausamdom@bistum-limburg.de](mailto:hausamdom@bistum-limburg.de)

### **Dr. Hubertus Schönemann**

Leiter der Katholischen Arbeitsstelle  
für missionarische Pastoral (KAMP)

[schoenemann@kamp-erfurt.de](mailto:schoenemann@kamp-erfurt.de)



Arbeitsstelle für Jugendseelsorge  
der Deutschen Bischofskonferenz



**Katholische Arbeitsstelle  
für missionarische Pastoral**